



## EDITORIAL

von  
*Jan-Heiner Tück*

Die Krise der Kirche, die wir in den entwickelten Ländern des Westens nach wie vor beobachten, ist mit pastoralstrategischen Mitteln allein nicht zu lösen. Es ist eine Krise, die in das Zentrum des christlichen Glaubens hineinreicht. Sie betrifft zunächst das Bekenntnis zu Gott. Der aufgeklärte (oder sich für aufgeklärt haltende) Zeitgenosse – auch *intra muros ecclesiae* – tut sich schwer mit der Vorstellung, dass Gott in der Geschichte gehandelt haben könnte. Sein Glaube ist von einem latenten Deismus angefressen, der auch die Wahrnehmung der Gestalt Christi nicht uneinträchtig lässt. Dass Jesus zu den maßgeblichen Menschen gehört hat und in der Reihe der Religionsstifter einen vorderen Platz beanspruchen kann, das leuchtet ein. Aber dass sich der unendliche Gott in diesem endlichen Menschen ein für alle mal ausgesprochen haben soll, das scheint dann doch ebenso fraglich wie die Überzeugung, dass das Leben und Sterben dieses Einen für alle anderen Bedeutung – Heilsbedeutung – haben soll. Die steile und durchaus erläuterungsbedürftige These Karl Rahners – «Das Christentum versteht sich als die für alle Menschen bestimmte, absolute Religion, die keine andere als gleichberechtigt neben sich anerkennen kann. Dieser Satz ist für das Selbstverständnis des Christentums selbstverständlich und grundlegend» (*Schriften zur Theologie*, Bd. V, Einsiedeln 1962, 139) – dürfte längst auch innerhalb des Christentums ihre Selbstverständlichkeit eingebüßt haben. Die Pluralistische Religionstheologie rechnet jedenfalls offen damit, dass es auch außerhalb des Christentums Inkarnationen geben kann, die sie nicht scheut, ebenfalls mit dem Prädikat des Einzigartigen zu versehen: «Jesus ist ein einzigartiger Mittler göttlicher Offenbarung und Gnade. Aber Pluralisten rechnen damit, dass es aus der Fülle der göttlichen Quelle heraus noch viele weitere Mittlergestalten gibt, die auf ihre Art ebenfalls einzigartig sein können.» (P. SCHMIDT-LEUKEL, *Religiöse Vielfalt als theologisches Problem*, in: R. SCHWAGER (Hg.), *Christus allein?*, Freiburg 1996, 40). Es ist indes schon einzigartig, wie hier das Prädikat der Singularität durch Vervielfältigung um seine semantische Pointe gebracht wird: Jesus ist nicht mehr *der* Mittler, sondern *ein* einzigartiger unter *anderen* einzigartigen Mittlergestalten. Die Erschütterung der Christologie hängt – wie man sieht – nicht nur mit dem latenten Schisma zwischen dem historischen Jesus und dem Christus des Glaubens zusammen, an dem sich Exegeten, die Theologen geblieben sind, bis heute abarbeiten. Die Krise manifestiert sich nicht minder in der religions-theologischen Debatte, wenn dort die kirchliche Lehre von der Einzigkeit und Universalität Jesu Christi, an die das Dokument *Dominus Iesus* 2000 noch einmal erinnert hat, unverblümt als zu überwindende Dialogblockade eingestuft wird. Kann denn – so fragt man – der christologische Singularitätsanspruch wahr sein,

wenn so viele Menschen anderen religiösen Überzeugungen folgen? Ist das Festhalten an der universalen Wahrheit des Christentums nicht Ausdruck von Intoleranz und mangelnder Dialogbereitschaft? Wäre es nicht situationsgerechter und lebensweltverträglicher, der Ringparabel Lessings zu folgen und die sogenannten drei Monotheismen als unterschiedliche Ausformungen ein und desselben Ein-Gott-Glaubens zu betrachten? Die Abrüstung der kirchlichen Dogmen scheint das Gebot der Stunde, denn wer will schon behaupten, er wisse, was das Wesen Gottes im Letzten ausmacht?

In der Tat ist es ein weit verbreitetes Dogma unserer Tage, dass es dogmatisch bestimmte Aussagen über Gott nicht geben könne. Unter dem Mantel einer erkenntnistheoretischen Bescheidenheit wird die nicht ganz so bescheidene Behauptung aufgestellt, dass sich das Absolute nie und nirgends ganz, sondern immer nur prismatisch gebrochen zeige und dass man daher über Gott nichts wirklich Bestimmtes sagen könne. Was aber, wenn Gott nicht der Unbestimmte bleiben wollte, wenn er sich in Jesus von Nazareth einen Namen und ein Antlitz gegeben hat? Kann dann die Unbestimmtheit die letzte Bestimmung christlicher Gottesrede sein? Nur um den Preis einer Deabsolutierung der Christologie kann die pluralistische Religionstheologie die Hypothese von der prinzipiellen Gleichwertigkeit der Religionen vertreten – eine Hypothese, die nur darum nicht in einen Relativismus abdriftet, weil die Religionen nach dem vermeintlich soteriologischen Kriterium beurteilt werden, ob und wie weit sie den selbstzentrierten Menschen in einen auf das Göttliche und seine Mitmenschen bezogenen Menschen verwandeln können. Doch abgesehen davon, dass die Heilseffizienz einer Religion schwer messbar ist, kann die Gestalt Jesu nicht auf einen Katalysator verkürzt werden, der die Menschen zur Überwindung ihrer Selbstzentriertheit aufruft. Jesus ist mehr als ein Humanitätsverstärker, in ihm zeigt sich nicht nur *etwas Göttliches*, vielmehr legt sich in seinem Fleisch *Gott selbst* aus – ein für alle mal, endgültig und für alle. Jesus Christus ist daher der Fels, an dem das Schiff der pluralistischen Religionstheorie zerschellt, mag es auch noch so flott im spätmodernen Zeitwind dahinsегeln.

Das vorliegende Heft versucht die hier nur angeschnittenen Probleme näher zu beleuchten. Der Philosoph Rémi Brague macht den Auftakt mit einem programmatisch überschriebenen Essay: «Schluss mit den drei Monotheismen!» Er vertritt darin die These, dass die geläufige Rede von den drei abrahamitischen Religionen, die vor allem in Tübingen namhafte Anwälte gefunden hat, die anstehenden Probleme eher verschleiert als wirklich klärt. Auch wenn man die Differenzverschleierung im Namen des Weltfriedens nicht gleich mit Solowjew als Werk des Antichristen bezeichnen will, so dürfte die ungeschminkte Wahrnehmung der Differenzen – so unbequem diese auch sein mag – doch an den Anfang eines jeden Dialogs zwischen den Religionen gehören, der diesen Namen verdient. An Bragues Votum für eine differenzgeschärfte Auseinandersetzung schließt sich Karl-Heinz Menke mit einem instruktiven Überblick über die aktuellen Strömungen der pluralistischen Religionstheologie an, der auf die anglikanische Geist-Christologie als den bislang kaum wahrgenommenen Entstehungshintergrund dieser problematischen Theorie hinweist. Menkes Rückfragen werden von Bertram Stubenrauch ergänzt, der vom Motiv der kenotischen Liebe her das Dialogpotential des Christentums freilegt. Der Beitrag von



Holger Zaborowski geht auf die religionspluralistische Herausforderung ein, indem er die konkrete Wahrheit des christlichen Glaubens jenseits von Exklusivismus, Inklusivismus und Relativismus zur Geltung bringt.

Diesen eher grundsatzorientierten Beiträgen folgen *Konkretionen*, welche die Gestalt Christi im Verhältnis zu den einzelnen Religionen beleuchten. Eine besondere Würdigung verdient hier zunächst das Judentum, dem Jesus bekanntlich selbst entstammt. Schon Karl Barth hatte nach dem Zweiten Weltkrieg einer israelvergessenen Theologie entgegengehalten: «Das Wort wurde – nicht «Fleisch», Mensch, erniedrigter und leidender Mensch in irgendeiner Allgemeinheit, sondern *jüdisches Fleisch*. [...] Das neutestamentliche Zeugnis von Jesus dem Christus, dem Gottessohn, steht auf dem Boden des Alten Testaments und ist von diesem nicht zu lösen.» (*Kirchliche Dogmatik*, Bd. IV/1, 1953, 182). Hans Hermann Henrix zeigt, dass das Judesein Jesu von christlichen Theologen nach der Shoah neu entdeckt worden ist, und geht ausführlich auf die Würdigungen ein, welche die Gestalt Jesu innerhalb des Judentums gefunden hat. Jüdische Kritik entzündet sich – wie sollte es anders sein – an der Frage der Inkarnation und der trinitarischen Fortbestimmung des biblischen Monotheismus, doch selbst hier gibt es vorsichtige Annäherungen. Der christliche Inkarnationsglaube aber stößt auch im Islam auf Ablehnung. Gisbert Greshake kontrastiert daher den christlichen Glauben an die Fleischwerdung des Logos – *Inkarnation* – mit der islamischen Vorstellung von der Buchwerdung des präexistenten Gotteswortes – *Inlibration* – und weist zugleich darauf hin, dass die islamische Vorstellung eines präexistenten göttlichen Wortes, das im Koran seinen schriftlichen Niederschlag findet, durchaus Anknüpfungspotentiale für ein Gespräch mit dem christlichen Trinitätsglauben bietet. Den Gründen für die im Westen immer noch anhaltende Faszination am Buddhismus spürt Magnus Striet nach und profiliert gegen die apersonale Mystik Asiens den Glauben an einen persönlichen Gott, der im Leben und Sterben Jesu seine unbedingte Entschiedenheit für die Menschen gezeigt hat. Wie die Gestalt Jesu von Denkern im Hinduismus wahrgenommen wird, stellt ergänzend Hubert Hänggi heraus, der lange in Indien gelebt und gearbeitet hat.

In den *Perspektiven* widmet sich Horst Bürkle dem Verhältnis zwischen Meister und Jüngern, wie es sich in den unterschiedlichen Religionen ausgeprägt hat. Dabei macht er deutlich, wie das rabbinische und platonische Lehrer-Schüler-Verhältnis durch das Christentum umgeschmolzen wird zu einer Gemeinschaft mit Christus, dem Erhöhten, der – über den Tod hinaus – den Seinen in Wort und Sakrament die Gabe seiner verwandelnden Gegenwart schenkt. Ein Beitrag aus der Feder von Hansjürgen Verweyen, der schon früher den Pluralismus als einen Fundamentalismusverstärker bezeichnet hat, rundet das Heft ab. Er unterzieht die so ganz anders gelagerte religiöse Signatur in den Vereinigten Staaten einer kritischen Analyse, welche nicht nur kaum wahrgenommene historische und philosophische Hintergründe aufzeigt, sondern auch die Gefahr der politischen Funktionalisierung der Civil Religion beim Namen nennt. Ein Glaube, der sich von medial aufgeputschten Emotionen absetzt, muss sich dem Forum der öffentlichen Vernunft aussetzen, ansonsten degeneriert er zu einer manipulierbaren Sondergruppensemantik und erliegt der Versuchung des Fundamentalismus. Die päpstliche Forderung nach einer Synthese von Glaube und Vernunft bleibt daher auch heute eine nicht zu unterschätzende Aufgabe.